

Soziale Vererbung - von Ungleichheit?

R. Levy, Universität Lausanne

Wer vom Erben hört, mag zuerst an den legendären Onkel aus Amerika denken (der nie kommt) oder an andere Klischees. Für viele Menschen gehört das Thema in den Bereich des unrealistischen Träumens, für andere in jenen der gezielten Vermögensplanung - es spricht mit Sicherheit nicht alle gleich an. Aber weshalb "soziale" Vererbung? Weil auch ganz anderes als Vermögen vererbt wird, ein Teil davon nicht einmal bewusst und geplant, und weil es sich dabei um eine besondere Art des Austausches zwischen Generationen handelt, die nicht rein individuell vorkommt, sondern sozial geregelt und organisiert ist.

Dieser Beitrag gilt der Frage, was vererbt wird, wie das (Ver-) Erben sozial organisiert ist, und welche Folgen es für die Gesellschaft hat.

Was wird vererbt?

Um annäherungsweise einen Überblick zu gewinnen, beginnen wir mit einer kleinen Auslegeordnung. Zuerst die Frage, *was* vererbt wird. Wie angedeutet, dürfte einem zuallererst das Vermögen einfallen: im allgemeinen hinterlassen Verstorbene ihr Vermögen - wenn sie denn eines haben - an Erben, die sie teilweise selbst auswählen können, die aber teilweise auch rechtlich festgeschrieben sind. Solches Vermögen kann finanzieller oder sachlicher Art sein. Im ersten Fall ist an Geld oder Wertpapiere zu denken, im zweiten etwa an Land, ein Haus, eine Unternehmung, oder auch bescheidener das, was Juristen als Fahrhabe bezeichnen: Möbel, Bücher, Fahrzeuge, Schmuckstücke u. ä. All diese Dinge können einen finanziellen Wert haben, jedenfalls dann, wenn man sie verkaufen kann, d. h. wenn es einen Markt dafür gibt. Ausserdem können sie einen emotionalen oder symbolischen Wert haben, der mit dem Marktwert in keinem Zusammenhang zu stehen braucht. Allenfalls vorhandene Statistiken übers Erben beziehen sich - selbstverständlich - ausschliesslich auf den finanziellen Wert der ver- bzw. geerbten Güter.

Vererbt werden können aber auch wesentlich weniger materielle Dinge, die für unser tägliches Leben genauso wichtig sein können, wie *Bildung, Kultur, sozialer Status, soziale Zugehörigkeit* zu einer wie immer umschriebenen Gemeinschaft (Verwandtschaft, Beziehungsnetz, religiöse Gemeinschaft, ethnische Gruppe, ein Land usw.), bis hin zu sehr persönlichen Dingen wie *Identitäten, besondere Arten des Konfliktverhaltens* oder *biographische "Missionen"* (etwa den "Auftrag", eine Aspiration zu erfüllen, die die Eltern oder andere Vorfahren nicht erreichen konnten - was man im Sinne der Psychoanalyse als "Familienroman" bezeichnen könnte). In einem weiteren Sinn ist ausserdem an das zu denken, was gemeinhin als *soziale Herkunft* bezeichnet wird: die Positionen der Eltern in Bezug auf Bildung, Beruf, Einkommen und alle anderen Statusmerkmale. Ebenso gehören zu diesem weiteren Verständnis des Vererbens die bereits erwähnten, durch die Geburt gegebenen Zugehörigkeiten, von denen verschiedene nicht ohne weiteres aufgegeben werden können, jedenfalls nicht im Sinn der Herkunft - man kann etwa aus einer ethnischen oder religiösen Gemeinschaft austreten, aber nicht die Tatsache ausradieren, dass man in sie hineingeboren wurde. Nicht nur der Vollständigkeit halber muss angefügt werden, dass neben Rechten auch Pflichten oder Schulden vererbt werden können, wobei auch hier nicht jedes Erbe - wie im Fall finanzieller Schulden - ausgeschlagen werden kann.¹

Ausserdem findet solches Erben nicht nur zwischen genealogisch direkt verbundenen Individuen statt, wie zwischen Eltern und ihren Kindern, sondern auch zwischen sozialen Gruppen - das wird im Bereich der Umweltproblematik besonders dramatisch bewusst, wo die künftigen Generationen die Folgen der Umweltzerstörungen ihrer Vorgänger ebenfalls nicht als unerwünschtes Erbe ausschlagen können, sondern sie nolens volens zu tragen haben. Das Thema der sozialen Weitergabe oder Vererbung von einer Generation zur nächsten ist also wesentlich umfassender als das, was das Erbrecht regelt.

¹ Man könnte versucht sein, die Frage nach dem Was des Vererbens auf einer abstrakteren Ebene mit Bourdieus (1983) oft zitierten drei Kapitalsorten zu beantworten (ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital) - unsere Aufzählung zeigt aber, dass diese Typologie zu wenig weit greift, um die ganze Phänomenologie des sozialen Erbens zu erfassen.

Wie wird vererbt?

Die Frage nach dem *Wie* des Vererbens führt schnell zur Einsicht, dass sehr verschiedenartige Formen vorkommen, von denen mindestens drei unterschieden werden können: die bekannteste Form ist die *formalisierte Erbschaft*, die Gegenstand des Erbrechts ist. Hier sind klare, überindividuelle Regeln und mit ihrer Durchsetzung beauftragte Instanzen festgelegt, die sie institutionell absichern. Solche rechtsstaatlich institutionalisierten Abläufe haben ihre unbestreitbaren Vorteile, aber auch spezifische Probleme: je formeller solche Regelungen sind, desto voraussetzungsreicher und deshalb komplexer und langwieriger ist ihre Veränderung. Hier stellt sich somit besonders deutlich das Problem ihrer Anpassung an veränderte Umstände (vgl. Breitschmid in diesem Band).

Es gibt aber auch *informelle* Formen der Weitergabe im privaten, zwischenmenschlichen Austausch, man denke zur Illustration etwa an die "Vererbung" spezieller Kenntnisse oder Informationen, aber auch sozialer Kontakte.

Schliesslich gibt es die dritte Form der weitgehend unbeobachteten, nicht intendierten und oft geradezu *unbewussten Weitergabe*, vor allem kultureller Elemente wie Identitäten oder Vorstellungen mit Selbstverständlichkeitscharakter, die beispielsweise durch Vorbildlernen oder durch reflexive Übernahme im täglichen Zusammenleben erfolgt. Dies ist etwa der Fall der frühkindlichen Erwerbung der Geschlechteridentität, bei der die Vorbildwirkung der Eltern in ihrem praktischen Verhalten wesentlich folgenreicher ist als das, was sie allenfalls zu diesem Thema verbal mitteilen; dies ist heute trotz der grossen Verbreitung des Gleichstellungsideals wohl auch einer der wirksamsten und am wenigsten problematisierten Mechanismen der intergenerationellen Stabilisierung der Geschlechterungleichheit.

Wie ist das Erben organisiert?

Wie das Erben organisiert ist, wurde mit der Frage nach seinen Formen bereits angeschnitten. Dazu gehört weiter, in welchen sozialen Bezügen und nach welchen Logiken es erfolgt. Die spontane Vorstellung des Erbens von Vermögen verweist in erster Linie, wenn auch nicht ausschliesslich, auf den sozialen Rahmen der Familie, vor allem jenen der direkt aufeinander folgenden Generationen (genealogisches Vererben), in einem erweiterten Sinn wohl auch auf die Verwandtschaft. Für *kollektivere*

Formen des Erbens ist aber auch an die meisten Arten von Sozialisation zu denken, neben der Familiensozialisation an jene in der Schule, im Beruf und in vielen anderen sozialen Feldern.

Ein weiterer Aspekt ist die Frage nach der Logik des Gebens: geschieht die Weitergabe als Austausch oder als einseitiger Transfer (Geschenk)? Reziprozität als - vielfältig modulierbares - Grundprinzip des Austausches ist eine der grundlegendsten anthropologischen Kategorien (Polanyi 1944, Gouldner 1960) und dürfte in der historischen Genese des Erbens, verknüpft mit dem Institut des privaten Eigentums, eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Diese Frage ist nicht nur auf den konkreten Akt der Übergabe beschränkt, sondern kann, je nach dem Selbst- und Fremdverständnis der betroffenen Menschen oder Gruppen, auch in einem weiteren Rahmen relevant sein. Die empfangende Person kann beispielsweise stellvertretend für andere "Berechtigte" bedacht werden, oder Reziprozität kann zeitlich kurz- oder aber erst langfristig, möglicherweise erst in der Generationenabfolge, hergestellt werden.

Legitimitätsprobleme kulturellen Erbens?

Reziprozität des Austauschs ist sozial wichtig, weil sie einerseits kürzer- oder längerfristige Beziehungen zwischen Individuen oder Gruppen stiftet, andererseits auch, weil sie eine wirkungsvolle Quelle von Legitimität oder gegenseitiger Anerkennung darstellt. Eine selten behandelte Problematik kann hier im Fall der Erbens in seiner heutigen Form entstehen: immer mehr geschieht es als einseitiges Schenken, dem weder eine Anfangsgabe vorausgegangen ist noch eine eigentliche Gegenleistung gegenübersteht (mit Ausnahme eventueller Pietätsbekundungen gegenüber den Verstorbenen). Gegenwartsgesellschaften kennen auch andere Arten einseitigen Gebens, etwa das Mäzenatentum oder die Wohltätigkeit, die allerdings weniger generalisiert vorkommen als das Erben.

Eine weitere Frage ist jene nach der Rangordnung zwischen Erbenden und Erblässern, besonders im Fall der Weitergabe kultureller Elemente oder allgemeiner der Sozialisation. Man spricht derzeit häufig von Problemen, die in "pädagogischen" Verhältnissen zunehmend auftreten - sei es in der Familie oder in Ausbildungssituationen (Schule, Berufsausbildung) - wie mangelnde Disziplin, Aufmerksamkeit und Aufnahmebereitschaft, allgemeiner mangelnde Akzeptanz der im Sozialisierungs-

kontext geltenden Regeln oder Verhaltensweisen, die diese nicht respektieren. Das Anwachsen solcher Probleme scheint, jedenfalls auf den ersten Blick, mit dem zunehmenden Raum zusammenzuhängen, den Jugendsubkulturen einnehmen - auch dank ihrer Kommerzialisierung. Bei den Gründen ist aber nicht in erster Linie an unzureichende Integration der Jungen zu denken, auch nicht an die wachsenden Verbreitungsmöglichkeiten subkultureller Angebote durch die neuen Medien; sie erklären deren wachsende und schnellere Verbreitung, nicht aber ihre Attraktivität. Die motivierenden Gründe dürften vielmehr darin liegen, dass angesichts des schnellen soziokulturellen Wandels in Gegenwartsgesellschaften die Erfahrungen der vorhergehenden Generation in den Augen der nachfolgenden keinen Modellcharakter mehr haben; mit Margaret Mead (1972) kann man dies als eine präfigurative Situation bezeichnen, im Unterschied zur postfigurativen Situation, wie sie in traditionellen, sich nur langsam ändernden Gesellschaften vorherrscht. Was den Alten Angst gemacht hat, kann für die Jungen unwirklich werden, was die Alten mühsam erkämpfen mussten, ist für die Jungen selbstverständlich geworden, was die Sorgen und Nöte oder auch die Begeisterung der Jugend hervorruft, haben die Alten möglicherweise nie erfahren und es bleibt ihnen deshalb uneinfühlbar. Mit anderen Worten erscheint es in einer solchen gesellschaftlichen Situation den Jungen zweifelhaft, ob sie von den Älteren (Eltern, Lehrern u. ä.) nützlich lernen können; deren "pädagogische Hoheit" erscheint damit als ungenügend legitimiert.

Erben als Teil der Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheiten

Trotz der Vielfalt der Aspekte, die wir in Bezug auf das Erben vorgefunden haben, erscheint in Hinblick auf das Funktionieren der Gesellschaft ein Aspekt des Vererbens als besonders zentral, nämlich jener, den der französische Soziologe Bourdieu (Bourdieu et Passeron 1964, 1970) unter das Stichwort der Reproduktion von Ungleichheiten gestellt hat. Auch in dieser Hinsicht ist das Vermögen nicht das einzige "Gut", das Aufmerksamkeit verdient. Exemplarisch für den weiten Fächer der dazugehörigen Phänomene wollen wir uns im folgenden neben dem Vererben von *Vermögenswerten* auch für die intergenerationelle Weitergabe von *Bildung* und jene der *Geschlechteridentitäten* interessieren. Allerdings kann es hier nicht darum gehen, diese verschiedenen Themen vertieft zu behandeln, sie dienen vielmehr als konkrete Illustration für die allgemeine Problematik, die darin besteht, dass Vorgänge des sozialen

Erbens - manchmal strikter, manchmal weniger bestimmt - die Tendenz haben, die bestehenden gesellschaftlichen Ungleichheiten aufrecht zu erhalten oder weiter zu verstärken.

Damit soll nicht unterstellt werden, Vererbungsvorgänge betreffen ausnahmslos soziale Ungleichheiten - Wertvorstellungen, soziale Normen, Wahrnehmungsmuster werden beispielsweise ebenfalls kulturell vererbt, müssen aber nicht notwendigerweise im Zusammenhang mit Ungleichheiten stehen (obwohl dies häufig der Fall ist, man denke nur an die hierarchisierende Stereotypisierung sozialer Gruppen). Es rechtfertigt sich, diesen besonderen Aspekt hier in den Vordergrund zu stellen, weil er zugleich politisch wenig thematisiert und lebenspraktisch besonders folgenreich ist (Szydlik 2004).

Vermögensvererbung

Dass die Verteilung der *Vermögen* in der Schweiz (wie in praktisch allen anderen Ländern) wesentlich ungleicher ist als jene der *Einkommen* - mit der die Schweiz im Mittelfeld der OECD-Länder liegt - ist gut belegt (Suter et al. 2009, Levy 2009); gemessen am Gesamtvermögensanteil der reichsten 10% steht die Schweiz zusammen mit den USA punkto Verteilungsungleichheit an der Spitze der zwanzig reicheren Länder der Welt (McGillivray 2006). Über das Erben liegen wenig verlässliche gesamtschweizerische Angaben vor, sodass wir uns teilweise auch auf die Ergebnisse einer Analyse des Kantons Zürich stützen müssen (Stutz et al. 2007, Höpflinger 2008, Kissling 2008), ohne die verschiedenen Quellen im folgenden strikt auseinanderzuhalten, da es hier nur um Grössenordnungen und Tendenzen geht.² Das reichste Prozent der Zürcher Steuerpflichtigen besitzt gleich viel wie 95% der weniger begüterten zusammengenommen. Die *vererbten* Vermögen sind ebenso ungleich verteilt wie die gehaltenen. Konkret erben zwei Drittel der Bevölkerung (oder erhalten eine Schenkung), ein Drittel geht leer aus oder hat sogar Unterhaltspflichten gegenüber unbemittelten Eltern wahrzunehmen (Transfer in umgekehrter Richtung). Etwas mehr als die Hälfte (55%) der Erbenden erhalten zusammen nur gerade 2% der pro Jahr anfallenden Erbmasse, während auf die am besten ausgehenden 10% der Erbenden drei

² Die meisten hierzu verwendbaren Informationen stammen aus Fiskalstatistiken, von denen grundsätzlich gilt, dass sie das Ausmass der Verteilungsungleichheit unterschätzen. Es ist also davon auszugehen, dass diese in Wirklichkeit ausgeprägter ist, als es die verfügbaren Daten belegen.

Viertel entfallen. Das Erben findet mehrheitlich zwischen Eltern und Kindern statt (58% der Erbsumme), weitere 16% entfallen auf Ehepartner; drei Viertel der vererbten Beträge fliessen also im engsten Familienverhältnis. Auch der verbleibende Teil geht mehrheitlich an Familienmitglieder; Vererben an die Enkelkinder bleibt eine seltene Ausnahme (3% der Erbsumme), auf Nichtverwandte oder gemeinnützige Organisationen entfallen 10%. Erben ist offensichtlich in den meisten Fällen sehr eng an die unmittelbar erfahrbare Genealogie bzw. an direkte persönliche Beziehungen in ihrem Rahmen gebunden. Schenkungen, die theoretisch als Alternative zum Erben angesehen werden können, machen ungefähr einen Viertel der Erbmasse aus.

Besonders bedeutsam im Zusammenhang des Verhältnisses zwischen Generationen ist die Tatsache, dass immer später im Leben geerbt wird. Bereits 1980 war gut die Hälfte der Erbenden über 50 Jahre alt, 2000 waren es bereits zwei Drittel, und die Tendenz geht weiter. Das bedeutet, dass bereits heute eine Mehrheit der Erbgänge am Ende der Berufsperiode der Begünstigten stattfindet. Sie haben damit für diese nicht mehr die Funktion einer wirtschaftlichen Starthilfe am Beginn der Laufbahn oder der Finanzierung der Familienphase, sondern führen nur mehr dazu, dass allenfalls bereits aufgebaute Vermögen in einer späten Lebensphase noch weiter vergrößert werden. Ausserdem korrelieren die Erbbeträge sehr deutlich mit dem sozialen Status der Erbenden, sodass sich das in der Ungleichheitssoziologie bekannte "Matthäus-Prinzip" hier voll konkretisiert: je mehr jemand schon hat, desto mehr wird ihm oder ihr noch gegeben.

Die persönlichen Vermögen konzentrieren sich somit bei einem besonders privilegierten Teil der Rentnergeneration. Die sozusagen dynastische Funktion des Erbens von Vermögen wird auch durch die Tatsache unterstrichen, dass die Schweizer Haushalte mehr erben als sie selber an Vermögen aufbauen. Diese Feststellungen bringen etwa Kissling (2008) dazu, von einer (Re-) Feudalisierung der schweizerischen Vermögenslandschaft zu sprechen. Der massgebende Beitrag der Vermögensvererbung zur Aufrechterhaltung (Reproduktion) oder gar Verstärkung der Ungleichheitslagen im Generationenwechsel ist augenfällig.

Bildungsvererbung

In allen hochentwickelten Ländern belegt die Forschung den zentralen Stellenwert der Bildung für die Aufrechterhaltung der sozialen Ungleichheiten (Suter und Höpflinger 2008, Levy et al. 1997). Dies geht in erster Linie darauf zurück, dass in industriellen und postindustriellen Wirtschaften, die stark auf wissensbasierter Mehrwert-schaffung aufbauen, die Qualifikation der Arbeitenden eine immer wichtigere Rolle spielt. Deshalb wird die Bildung zur wesentlichen, wenn auch nicht alleinigen Bestimmungsgrösse dafür, welchen Beruf und welches hierarchische Niveau in der Berufswelt eine Person erreicht; davon hängt wiederum stark ab, wieviel sie verdient. Schon deshalb sind die drei Statuskriterien Bildung, Berufsstellung und Einkommen nach wie vor die wichtigsten Schichtungsindikatoren, wenn auch lange nicht die einzigen.³ Bildung ist also einerseits an sich ein begehrtes soziales Gut, andererseits auch eine wichtige Karte auf dem Weg zur Positionierung in der Berufswelt und damit in der Gesellschaft insgesamt. Trotz der engen biographischen Verknüpfung zwischen den genannten drei Schichtungsindikatoren stimmen die individuellen Positionen zwischen ihnen nicht notwendig stark überein, weil über die Dauer der Lebensläufe andere Faktoren ebenfalls intervenieren können.

Die Verteilung von Bildungspositionen kann nicht ohne weiteres mit der Einkommens- oder Vermögensverteilung verglichen werden; begnügen wir uns mit der Feststellung, dass auch diesbezüglich in der Schweiz beträchtliche Ungleichheiten bestehen, die im Vergleich zu anderen Ländern eher als gross erscheinen, wenn auch das allgemeine Niveau als gut bezeichnet werden kann. So ist der Anteil der Wohnbevölkerung mit höchstens obligatorischer Bildung in der Schweiz besonders tief (rund 10%, die als bildungsarm gelten müssen⁴), die Berufsbildung spielt zahlenmässig und auch qualitativ eine wichtige Rolle. Auf der anderen Seite gehört die Schweiz seit Jahrzehnten zu den OECD-Ländern mit dem geringsten Studentenanteil, sie

³ Das Vermögen fehlt in dieser Aufzählung, weil es einerseits eng mit dem Einkommen verknüpft ist und dieses gewissermassen verdoppeln würde, und andererseits, wie wir bereits gesehen haben, weil zwischen einem Drittel und der Hälfte der Erwachsenen gar kein nennenswertes Vermögen haben, was natürlich nicht bedeutet, dass diese sozial alle gleich gestellt wären; unabhängig von seiner sozialen Wichtigkeit verliert also das Vermögen im Bereich der wenig oder nichts Besitzenden seine differenzierende Kraft als analytisches Kriterium. Für den Zusammenhang zwischen den drei klassischen Statuskriterien und dem Vermögen vgl. Levy et al. (1997).

⁴ Bildungsarmut wird also anhand der erworbenen Abschlussstufe definiert und ist insofern an die institutionelle Ausgestaltung des Schulsystems gebunden. Sie darf nicht mit funktionellem Analphabetismus verwechselt werden, also der Unfähigkeit, ein Minimum formalisierter Alltagskommunikationen (Texte, Zeichen) zu verstehen; er ist in der Schweiz gemäss den PISA-Studien mindestens doppelt so häufig wie Bildungsarmut (rund 20%).

produziert also nur einen Teil der hohen Qualifikationen selbst, welche ihre Wirtschaft benötigt, weshalb diese einen wichtigen Anteil des gesuchten Know-hows mittels Einwanderung von anderweitig Ausgebildeten importiert.⁵

Welches Bildungsniveau jemand erreicht, scheint auf den ersten Blick vor allem von der persönlichen Leistung abzuhängen, sodass die Zentralität der Bildung für die soziale Positionierung der Personen häufig als Beleg des meritokratischen Charakters der Gegenwartsgesellschaften angesehen wird ("Leistungsgesellschaft"). Es ist in dieser Sicht die in der Schule an den Tag gelegte Leistung, welche die erwähnte Sequenz Bildung -> Beruf -> Einkommen in Gang setzt, Bildung erscheint damit als Hauptinstrument des "American dream" (Jedem nach seiner Leistung). An den Fakten gemessen erweist sich diese Sicht leider als eine Illusion. Immer wieder ist nachgewiesen worden, wie stark der persönliche Bildungserfolg vom Bildungsniveau und vom sonstigen sozialen Status der Eltern beeinflusst wird und somit durch die soziale Herkunft mindestens so stark bedingt wird wie durch die persönliche, von der Herkunft unabhängige Leistung (für die Schweiz Meyer 2008, Kronig 2007, Levy et al. 1997).⁶ Eine Reihe weiterer leistungsfremder Faktoren spielt ebenfalls eine wichtige Rolle (z.B. Stadt-Land, Migrationsgeschichte, Geschlecht). Immigration aus anderen Kulturgebieten verstärkt die ohnehin bestehende Problematik der Entsprechung oder Nichtentsprechung zwischen Herkunfts- und schulischer Kultur entscheidend.

Dieser Beitrag ist nicht der Ort für eine Darlegung der vielfältigen Mechanismen, welche den Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Schulerfolg herstellen. Einige davon sind, jedenfalls grundsätzlich, durch politische Massnahmen durchaus zu beeinflussen (etwa die Selektionsverfahren beim Übertritt von der Primar- in die Sekundarstufe oder die differenzierende Gliederung der Sekundarstufe), andere dagegen weniger leicht (etwa die schulische Bedeutung des in der Herkunftsfamilie erworbenen kulturellen Kapitals der Schüler und Schülerinnen). Die neueren Studien über Determinanten des Schulerfolgs weisen jedenfalls eindrücklich nach, das die

⁵ Berufliche Weiterbildung spielt hier nur eine bedingte Rolle, obwohl sie einen ansehnlichen Markt darstellt. Sie scheint stärker der Aktualisierung bestehender Qualifikationen zu dienen als ihrer Erweiterung, und wird auch deutlich weniger im Sinne einer Kompensation tiefer Abschlüsse der Initialbildung benützt als im Sinn einer Kumulation: je grösser der erreichte Bildungsabschluss, desto häufiger wird auch die Weiterbildung benützt.

⁶ Dieser Zusammenhang wird u.a. über die Lehrer-innen hergestellt, beispielsweise durch deren Selektionsempfehlungen, von denen eine kürzliche Studie feststellt: "Der Zusammenhang zwischen den Selektionsempfehlungen und der sozialen Herkunft ist unverantwortlich eng." (Kronig 2007, 215).

Schule durch die Art, wie sie funktioniert, einen entscheidenden Beitrag zur intergenerationellen Reproduktion von Bildungsungleichheiten leistet, und damit auch zur Reproduktion anderer, der Bildung biographisch nachgelagerter sozialen Ungleichheiten. Eine analoge, aber im Unterschied zur Schule nicht formalisierte Rolle spielen auch die Eltern und das weitere soziale Umfeld der Kinder über die Konstituierung ihrer kulturellen und sozialen Kompetenzen.

Vererbung von Geschlechteridentitäten

Mit der Aussage, Geschlechteridentitäten würden ebenfalls vererbt, soll weder eine biologische Theorie der Geschlechterdifferenzierung aufgewärmt noch die These der sozialen Konstruktion und individuellen Herstellung solcher Identitäten in Frage gestellt werden, wie sie insbesondere die Ethnomethodologie entwickelt hat.⁷ Die Frage nach der Entstehung der Geschlechteridentitäten in jeder neuen Generation und ihrer relativen inhaltlichen Gleichheit über die Generationen hinweg betrifft ein komplexes Feld, in dem sich seit spätestens den 60er Jahren ein weitgefächerter Strauß von Studien entwickelt hat. Es geht hier nicht darum, dieses Feld auch nur annähernd darzustellen, sondern es soll selektiv unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhangs zwischen personaler Geschlechteridentität und Berufschancen betrachtet werden. Ausgangspunkt ist dabei das wiederum biographisch ablaufende Zusammenspielen zwischen dem Erwerb differenzierter Geschlechteridentitäten, ihrer Passung mit der Geschlechtersegregation in der Berufswelt und deren Bedeutung für Aufstiegschancen und Einkommen.

Die Geschlechteridentität einer Person kommt - zumindest sehr weitgehend - durch ihre Sozialisierung zustande. Soziologen weisen seit langem darauf hin, dass Sozialisierung grundsätzlich lebenslang stattfindet. Das bedeutet aber nicht, dass dies konstant passiert. Im Lebensverlauf gibt es stabile Phasen und Momente des Wechsels; dieser Rhythmus ist auch für die Identitätsentwicklung wichtig. Die biographischen Wechsel sind vor allem an Statusübergänge gebunden, von denen die meisten zum sozial regulierten und insofern "normalen" Lebensablauf gehören (etwa Schuleintritt, Berufseintritt, Heirat, Auszug der Kinder aus dem elterlichen Haushalt, Pensionie-

⁷ Die Unterscheidung von Sex und Gender wurde bereits 1967 von Garfinkel in seiner klassischen Studie über die Transsexuelle "Agnes" benützt.

rung). Daneben ist auch an weniger "normale" und meist krisenhafte Ereignisse zu denken wie schwere Krankheiten, Verlust von Bezugspersonen, Unfälle oder Katastrophen, die ebenfalls markant und meist unvorhersehbar Lebensverläufe verändern können. In all diesen Fällen ist der Mensch, der sein Leben durchläuft, mit einer mehr oder weniger radikalen Veränderung seiner Situation konfrontiert, muss sich daran anpassen und verändert sich dadurch, wird also teilweise ein anderer - d. h. ändert seine Identität.

In Bezug auf die Konstruktion der Geschlechteridentität dürften zwei Sozialisierungsphasen besonderes Gewicht haben (Erdheim 1982, Cunningham 2001). Die erste ist die frühkindliche Sozialisierung, die aus mehreren Gründen für die Identitätsbildung besonders bestimmend ist. Einerseits handelt es sich um die Erstsozialisierung, die mit der Geburt einsetzt (in gewisser Hinsicht sogar schon während der Schwangerschaft), andererseits ist sie sehr weitgehend fremdgesteuert, weil die subjektive Autonomie der Sozialisanden noch eng beschränkt ist. Ein dritter Grund für ihre besondere Wirksamkeit dürfte darin liegen, dass sie weitgehend informell, im Rahmen direkter Interaktionen zwischen Kindern und Eltern sowie anderen Bezugspersonen erfolgt und damit auch einen starken emotionalen Stellenwert hat. Daneben spielt auch das Lernen anhand der Vorbildwirkung der Eltern eine wichtige Rolle, deren praktisches Alltagsverhalten von den Kindern beobachtet wird und das im allgemeinen stärker im Sinne traditioneller Vorstellungen geschlechtstypisiert ist, als es den persönlichen Überzeugungen der Eltern entsprechen würde. Die Forschungsliteratur, vor allem im Bereich der Persönlichkeitsentwicklung, zeigt seit langem, wie kohärent, wenn auch unterschiedlich stereotyp, die Geschlechteridentität entlang den traditionellen Mustern von Männlichkeit und Weiblichkeit in der Familiensozialisierung und darüber hinaus jeweils neu konstruiert wird (vgl. die Übersichten von Maccoby and Jacklin 1974, Lytton and Romney 1991, Leaper et al. 1998, Dafflon Novelle 2006).

Die zweite wichtige Sozialisierungsphase ist die Adoleszenz, in der im Gegensatz zur ersten der Anteil der Selbstsozialisierung gross ist: Jugendliche sind aktiv an ihrer Identitätssuche engagiert, auch wenn sie dabei oft kollektiven Bewegungen folgen, und moralische Beweggründe und Werte (Gleichheit, Gerechtigkeit) spielen für sie eine besonders wichtige Rolle. Gerade in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse eignen sie sich in dieser Phase oft Gleichheitsideale an, die auch die ersten Partnerschaft-

ten stark markieren.⁸ Oft überlagert die in dieser Phase erworbene Identität mit den zugehörigen Überzeugungen die frühkindliche, wenn die beiden nicht kongruent sind, was allerdings nicht heisst, dass dabei die vorher erworbenen Identitätselemente völlig verschwinden.⁹

Auffallend ist nun für unseren Zusammenhang die zwar allmählich abnehmende, aber nach wie vor stark verbreitete Übereinstimmung zwischen traditionellen Geschlechterstereotypen und den Berufsorientierungen, sowohl bei den Lehrberufen als auch bei den ausgeübten Berufen. Im Ausbildungsjahr 1997/98 standen 65.7% der männlichen und 45.6% der weiblichen Lehrlinge in einer geschlechtstypisierten Lehre, und gemäss der Volkszählung 2000 arbeiteten 79.1% der berufstätigen Männer und 61.4% der Frauen in einem geschlechtstypisierten Beruf, davon "natürlich" die grosse Mehrzahl in einem Beruf, dessen Typisierung mit dem persönlichen Geschlecht übereinstimmt.¹⁰ Die - allerdings asymmetrisch - kanalisierende Kraft der Geschlechtstypisierung der Berufe zeigt sich auch in den Berufsverläufen. Anhand einer schweizerischen Kohortenbefragung (Charles und Buchmann 1994) konnte nachgewiesen werden, dass sich die Konzentration der Männer in maskulinisierten Berufen über deren Berufsverlauf noch verstärkt, d.h. Männer, die in feminisierte oder gemischte Berufe eingestiegen sind, tendieren dazu, in maskulinisierte zu wandern, während jene, die bereits anfänglich im maskulinierten Segment tätig waren, in diesem verbleiben; bei Frauen bleibt dagegen die ursprüngliche Segmentierung stärker aufrechterhalten.

⁸ Diese Aussage darf nicht dahingehend missverstanden werden, dass alle Jugendlichen geschlechtsegalitär eingestellt wären. Andere Ideale, meist traditionellere Ideale kommen ebenfalls vor, insbesondere wenn sie von starken Subkulturen getragen werden, wie es etwa der Fall bei Immigrantengruppen sein kann.

⁹ Dieses Zwei-Ebenen-Modell der Geschlechteridentität ist meines Wissens bisher nicht empirisch überprüft worden. Es könnte u.a. mit erklären, weshalb ein Grossteil der jungen Paare trotz egalitärer Aufgabenverteilung in einer ersten Phase des Zusammenlebens und trotz egalitärer Überzeugungen ihre Paarorganisation deutlich retraditionalisiert, sobald das erste Kind auftaucht (Le Goff et al. 2009). Insbesondere könnte so erklärt werden, weshalb dieser Übergang zu traditionelleren geschlechtsspezifischen Aktivitätsprofilen für die Partner im allgemeinen reibungslos vonstatten geht, obwohl er zu den erwähnten Überzeugungen im Widerspruch steht. Dies bedeutet aber nicht, dass auf die Gleichheitsideale dauerhaft und schmerzlos verzichtet wird, ihre Hintanstellung dürfte vor allem für Frauen auf die Dauer zu einer Spannungs- und Konfliktquelle werden, die ihre Partnerschaft in späteren Phasen in Frage stellen kann.

¹⁰ Die Anteile sind bei Frauen niedriger als bei Männern, weil die kaufmännischen Berufe wenig geschlechtstypisiert sind und einen hohen Frauenanteil haben. Die Auszählung beruht auf den offiziellen 298 Lehrberufen sowie auf der ISCO-Klassifikation der ausgeübten Berufe (492 Kategorien). In Übereinstimmung mit der Fachliteratur wird ein Beruf als männlich oder weiblich typisiert betrachtet, wenn er einen Männer- bzw. Frauenanteil von mindestens 70% hat.

Geschlechtsspezifische Segmentierung in Berufsbildung und Berufspraxis kommt einer institutionellen Weiterführung traditioneller Geschlechteridentitäten im sozial besonders wichtigen Bereich der Berufstätigkeit gleich, wie sie vor allem in der frühkindlichen Sozialisierung gestiftet werden - man kann hier von strukturgewordenem Geschlecht sprechen. Die Geschlechtersegmentierung des Arbeitsmarktes ist ein bisher in der Schweiz eher wenig beachtetes Strukturmerkmal (vgl. aber Heintz und Nadai 1997), dessen Anteil an der Geschlechterungleichheit noch zu wenig erforscht wurde, obwohl sie hier, im Vergleich mit anderen Ländern, als besonders ausgeprägt erscheint (Charles and Grusky 2004). Bisherige Ergebnisse weisen darauf hin, dass der Einfluss dieser spezifischen Art der Arbeitsmarktsegmentierung weniger die Form der direkten Lohndiskriminierung annimmt als jene der Hemmung von Aufstiegsmobilität, unter anderem dadurch, dass die von Frauen häufig gesuchte Teilzeitarbeit im feminisierten Berufssegment konzentriert ist und beruflicher Aufstieg in Teilzeitverhältnissen wesentlich seltener vorkommt als bei Vollzeitarbeit (Ferro Luzzi et al. 1998). Dem entspricht auch der Befund, dass die - weniger zahlreichen - Frauen in maskulinisierten Berufsfeldern höhere Positionen erreichen als in gemischten und feminisierten (Levy et al. 1997).¹¹

Die vor allem in der Herkunftsfamilie erworbene traditionelle Geschlechteridentität bereitet also einen grossen Teil der neuen Generation darauf vor, Berufe zu wählen, die ihrem Geschlecht bzw. den zugeordneten Stereotypen entsprechen - als ob bei der - biographisch folgenreichen - Berufswahl die in der frühen Kindheit erworbene Identität den Ausschlag gäbe (neben diversen Verstärkungen durch die relevante soziale Umwelt in der Berufswahlphase). Die Berufsbildung ihrerseits ist insofern darauf vorbereitet, als insbesondere die Lehrberufe zu einem grossen Teil im Sinne traditioneller Geschlechterstereotypen umschrieben sind. So ausgebildete junge Männer und Frauen treten, mit anscheinend gleichwertigen Lehrabschlusszeugnissen (oder anderen Diplomen bis hin zum Universitätsabschluss) in den Arbeitsmarkt ein, logischerweise grösstenteils in Erwerbstätigkeiten, die ihrer bereits geschlechtstypisierten Ausbildung entsprechen - nur sind dann die entsprechenden Berufsfelder hierarchisch nicht gleich-, sondern einander über- und untergeordnet. Im Übergang von der Berufsbildung zur Berufspraxis verwandelt sich also die anscheinend "hori-

¹¹ Eine Schwierigkeit bei der näheren Analyse der Auswirkungen der geschlechtsspezifischen Segmentierung auf die Berufsverläufe von Männern und Frauen liegt darin, dass diese "Kontextwirkungen" ausserordentlich vielgestaltig sind und nicht ohne weiteres mit abstrakten Konzepten eingefangen werden können, sodass zumindest in einer Explorationsphase einzelne, besonders kontrastierende Berufskategorien miteinander verglichen werden müssten (vgl. etwa Bird and Krüger 2005).

zontale" Geschlechtersegmentierung in eine vertikale Ungleichstellung kraft der hierarchischen Positionierung der Berufe, und aus anfänglicher "Differenz" wird Ungleichheit. Auch hier, wenngleich über eine komplexere Stufenfolge, findet also eine wirksame Form der intergenerationellen Vererbung von Ungleichheit statt, bei der institutionelle Definitionen eine wichtige, wenn auch der individuellen Identitätskonstruktion biographisch nachgeordnete Rolle spielen.

Praktische Schlussfolgerungen

Unsere Ausführungen haben anhand der drei Illustrationen für intergenerationelles soziales Erben gezeigt, dass institutionelle Rahmungen eine hervorragende Rolle für die Aufrechterhaltung von Ungleichheiten sehr unterschiedlicher Art spielen. Insofern besteht grundsätzlich ein beträchtlicher Spielraum für politische Gestaltung und Einflussnahme, denn solche Regelungen sind politisch festgelegt und können auch politisch verändert werden.

Bei der intergenerationellen Vermögensakkumulation stehen so fundamentale Elemente der Gesellschaftsordnung im Spiel wie das Institut des Privateigentums und die Weite seines Geltungsbereichs, aber auch jenes der mehr oder weniger weit gehenden Testierfreiheit, und schliesslich das Vorhandensein und die Ausgestaltung von Erbschaftssteuern. Angesichts von gesellschaftlichem Wandel kommen die bestehenden Erbschaftsregelungen in Konflikt mit neuen Lebensformen: nicht-traditionelle Familienkonstellationen wie Patchwork- und Zweitfamilien werden vom Erbrecht ungenügend berücksichtigt, weil sie in dessen Entstehungszeit kaum vorkamen; die erbgesetzliche "Rechtlosigkeit" von unverheirateten LebenspartnerInnen und Stiefkindern, die in vielen Kantonen wie Nichtverwandte behandelt werden, entspricht kaum mehr dem Gerechtigkeitsempfinden der Bevölkerung.

Bei der intergenerationellen Weitergabe von Bildungsungleichheiten spielt neben dem informellen Kulturtransfer die Schule und ihr Selektionssystem eine massgebliche Rolle, weiter die schulische Behandlung von Kindern fremdsprachiger Herkunft sowie ihrer Eltern, denn linguistisch und pädagogisch steht fest, dass die beste Aneignung der Sprachkultur des Aufnahmelandes durch die Kinder dann möglich wird, wenn sie auch ihre Herkunftssprache lernen und umgekehrt ihre Eltern ebenfalls Kompetenzen in der Sprache des Aufnahmelandes erwerben können.

Bei der intergenerationellen Reproduktion traditioneller Geschlechteridentitäten spielt der Herkunftskontext der Kinder wohl eine besonders gewichtige Rolle, was aber die Bedeutung der institutionellen Berufsdefinitionen in Ausbildung und Arbeitswelt mit ihrer hierarchischen Sortierungswirkung auf Männer und Frauen nicht verdecken darf; auch hier bestehen politische Einflussmöglichkeiten. Es wäre etwa zu überlegen, durch welche Massnahmen die geschlechtsbezogene De-Typisierung der Berufe gefördert werden kann; ausserdem erscheint die rechtliche und betriebliche, vor allem auch sozialrechtliche Gleichstellung der Teilzeitarbeit als überfällig.

Insgesamt stellen wir also eine sehr weitgehende, wenn auch unterschiedlich gestaltete Stützungsfunktion diverser institutioneller Regelungen für die Aufrechterhaltung verschiedener Art sozialer Ungleichheit fest. Veränderungen dieser institutionellen Regelungen im Sinn einer Verminderung der Ungleichheitsreproduktion müssen auf grundsätzlichen Wertüberlegungen beruhen, auf die hier in Frageform hingewiesen werden soll. Als Denkanstoss sei dies am Beispiel der Vermögensvererbung angedeutet, bei der gegenwärtig die politischen Tendenzen in die Richtung einer immer weiter gehenden Entlastung von Steuern gehen. Weshalb ist es so selbstverständlich, dass geerbt wird? Handelt es sich dabei für die beglückten Erben nicht um einen leistungslosen und insofern sozial problematischen Ertrag? Überlebt hier ein sozialhistorisches Fossil aus einer Zeit, in der der grösste Teil der Altersversicherung im direkten intergenerationellen Austausch im engen verwandtschaftlichen Rahmen bestand (Kinder sorgen für ihre altgewordenen Eltern), eine Funktionsweise, welche die hochindustrialisierten, komplexen Gegenwartsgesellschaften längst mit ihrem Strukturwandel ausgehebelt haben?

Besteht nicht ein Widerspruch zwischen der hohen Akzeptanz der "Erbfreiheit" für Vermögen und der Tatsache, dass die intergenerationelle Bildungsvererbung sozial wesentlich weniger legitim ist? Im Bereich der Bildung geniesst das meritokratische Postulat der Chancengleichheit in jeder neuen Generation eine grössere Anerkennung - weshalb sollte es nicht auch auf den Erwerb wirtschaftlicher Güter angewendet werden?

Bei der Typisierung der Geschlechteridentitäten ähnelt die Situation jener der Vermögen, sie wird höchstens philosophisch in Frage gestellt, kaum aber politisch - was vielleicht im Namen einer Diversitätsethik vertretbar ist, aber nicht automatisch die

Institutionalisierung der Geschlechtstypisierung von Berufen mit ihrer hierarchisierenden Wirkung zu rechtfertigen braucht.

Eine breitere Diskussion solcher grundsätzlicher Wertfragen dürfte an der Zeit sein.

Bibliographie

- Bird, Katherine, and Krüger, Helga (2005), "The Secret of Transitions: The Interplay of Complexity and Reduction in Life Course Analysis", in: Levy, René et al. (eds.), *Towards an Interdisciplinary Perspective on the Life Course* (Advances in Life Course Research vol. 10). Amsterdam, Boston etc.: Elsevier, S. 173-194.
- Bourdieu, Pierre (1980), "Le capital social: notes provisoires", *Actes de la recherche* 31, S. 2-3 (dt. "Oekonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital", in: Kreckel, Reinhard (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt 1983, Sonderband 2), S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre et Passeron, Jean-Claude (1970), *La reproduction: éléments pour une théorie du système d'enseignement*, Minuit, Paris (dt. *Die Illusion der Chancengleichheit*, Stuttgart: Klett-Cotta 1971).
- Bourdieu, Pierre et Passeron, Jean-Claude (1964), *Les héritiers: les étudiants et la culture*. Paris: Minuit (dt. *Die Erben: Studenten, Bildung und Kultur*, Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 2007).
- Charles, Maria and Buchmann, Marlis (1994), "Assessing Micro-Level Explanations of Occupational Sex Segregation: Human-Capital Development and Labor Market Opportunities in Switzerland", *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 20(3), S. 595-620.
- Charles, Maria and Grusky, David B. (2004), *Occupational Ghettos, The Worldwide Segregation of Women and Men*, Stanford: Stanford University Press.
- Cunningham, Mick (2001), "The Influence of Parental Attitudes and Behaviors on Children's Attitudes Toward Gender and Household Labor in Early Adulthood", *Journal of Marriage and the Family* 63(1), 111-122.

- Dafflon Novelle, Anne (dir., 2006), *Filles - garçons. Socialisation différenciée?*, Grenoble: Presses universitaires de Grenoble.
- Erdheim, Mario (1982), *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozess*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Ferro Luzzi, Giovanni, Flückiger, Yves und Silber, Jacques (1998), "Der Einfluss der beruflichen Segregation auf die Lohndifferenz", in: Nadai, Eva und Ballmer-Cao, Than-Huyen (Hrsg.), *Grenzverschiebungen. Zum Wandel des Geschlechterverhältnisses in der Schweiz*. Zürich: Rüegger, S. 217-242.
- Garfinkel, Harold (1967), "Passing and the managed achievement of sex status in an 'intersexed' person", Kapitel 5 in: Garfinkel, Harold, *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall, S.116-185.
- Gouldner, Alvin (1960), "The Norm of Reciprocity: A Preliminary Statement", *American Sociological Review* 25(2), S. 161-178 (dt. in Gouldner, Alvin, *Reziprozität und Autonomie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984, S. 79-117).
- Heintz, Bettina, Nadai, Eva, Fischer, Regula und Ummel, Hannes (1997), *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/Main: Campus.
- Höpflinger, François (2008), "Erbschaften und Schenkungen - finanzielle Transfers zwischen den Generationen", in: Perrig-Chiello, Pasqualina, Höpflinger, François und Suter, Christian, *Generationen - Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz*, Zürich: Seismo, S. 235-251.
- Kissling, Hans (2008), *Reichtum ohne Leistung. Die Feudalisierung der Schweiz*, Zürich: Rüegger.
- Kronig, Winfried (2007), *Die systematische Zufälligkeit des Bildungserfolgs. Theoretische Erklärungen und empirische Untersuchungen zur Lernentwicklung und Leistungsbeurteilung in unterschiedlichen Schulklassen*, Bern: Haupt.
- Leaper, Campbell, Anderson, Kristin J. and Sanders, Paul (1998), "Moderators of Gender Effects on Parents' Talk to Their Children: A Metaanalysis", *Developmental Psychology* 34(1), S. 3-27.

- Le Goff, Jean-Marie, Levy, René, Sapin, Marlène et Camenisch, Martin (2009), "Devenir parent, changer de vie", in: Oris, Michel, Widmer, Eric, de Ribaupierre, Anik, Joye, Dominique, Spini, Dario, Labouvie-Vief, Gisela et Falter, Jean-Marc (dir.), *Transitions dans le parcours de vie et construction des inégalités*. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, S. 233-252.
- Levy, René, Joye, Dominique, Guye, Olivier et Kaufmann, Vincent (1997), *Tous égaux? De la stratification aux représentations*, Zürich: Seismo (dt. Kurzfassung: *Alle gleich? Soziale Schichtung, Verhalten und Wahrnehmung*, Zürich: Seismo, 1998).
- Lytton, Hugh, and Romney, David M. (1991), "Parents' Differential Socialization of Boys and Girls: A Meta-Analysis", *Psychological Bulletin* 109(2), 267-296.
- Maccoby, Eleanor B. and Jacklin, Carol N. (1974), *The Psychology of Sex Differences*, Stanford: Stanford University Press.
- McGillivray, Mark (2006), *Inequality, Poverty and Well-Being*, Houndsmill: Palgrave-Macmillan.
- Mead, Margaret (1972²), *Culture and Commitment: A Study of the Generation Gap*, London: Panther (dt. *Der Konflikt der Generationen : Jugend ohne Vorbild*, Olten: Walter Verlag 1971).
- Meyer, Thomas (2009), "Wer hat, dem wird gegeben: Bildungsungleichheit in der Schweiz", in: Suter, Christian et al., *Sozialbericht 2008 - Die Schweiz vermessen und verglichen*, Zürich: Seismo, S. 60-81.
- Polanyi, Karl (1944, 1957), *The Great Transformation*, Boston: Beacon Press (dt. *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Wien: Europa Verlag 1977).
- Stutz, Heidi, Bauer, Tobias und Schmutz, Susanne (2007), *Erben in der Schweiz. Eine Familiensache mit volkswirtschaftlichen Folgen*, Zürich: Rüegger.
- Suter, Christian und Höpflinger, François (2008), "Intergenerationelle Vermittlung von Bildung und Status", in: Perrig-Chiello, Pasqualina, Höpflinger, François und Suter, Christian, *Generationen - Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz*, Zürich: Seismo, S. 135-144.

Suter, Christian, Perrenoud, Syliva, Levy, René, Kuhn, Ursina, Joye, Dominique und Gazareth, Pascale (2009, Hrsg.), *Sozialbericht 2008 - Die Schweiz vermessen und verglichen*, Zürich: Seismo.

Szydlik, Marc (2004), "Zum Zusammenhang von Generation und Ungleichheit", in: Szydlik, Marc (Hrsg.), *Generation und Ungleichheit*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7-24.